

R & B

Dolly Freed

Die Faultiermethode

**Ein Manifest gegen die alltägliche Diktatur
des Geldes**

Aus dem Amerikanischen von Yamin von Rauch

ROGNER&BERNHARD

1. Auflage, Oktober 2010

Copyright © 1978 by Dolly Freed

Die Originalausgabe erschien 1978

unter dem Titel

Possum Living.

How to live well without a Job and with (Almost) no Money

Für die deutsche Ausgabe

© 2010 by Rogner & Bernhard GmbH & Co. Verlags KG, Berlin

ISBN 978-3-8077-1064-8

www.rogner-bernhard.de

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das Recht der mechanischen, elektronischen oder fotografischen Vervielfältigung, der Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen, des Nachdrucks in Zeitschriften oder Zeitungen, des öffentlichen Vortrags, der Verfilmung oder Dramatisierung, der Übertragung durch Rundfunk, Fernsehen oder Internet, auch einzelner Text- und Bildteile.

Umschlaggestaltung: Philippa Walz und Andreas Opiolka, Stuttgart unter

Verwendung u. a. Bekas/Polina Katritch/pixmac

Layout und Herstellung: Leslie Driesener, Berlin

Gesetzt aus der Stempel Garamond

durch omnisatz GmbH, Berlin

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 2010

Inhalt

Vorwort	7
Einleitung	13
1. Wir steigen aus	15
2. Lebensunterhalt	21
3. Einkommen	29
4. Wir prüfen unser Gewissen	35
5. Fleisch	43
6. Fisch	63
7. Gartenbau	87
8. Getreide	107
9. Lebensmittel	113
10. Lebensmittel konservieren	115
11. Ernährung	125
12. »Lebensnotwendiges«	129
13. Wohnen	151
14. Heizung	167
15. Elektrizität	171
16. Kleidung	173
17. Beförderung	175
18. Gesetze	177
19. Gesundheit und Medizin	185
20. Alltag	195
Nachwort	205
Über die Autorin	221

Vorwort

Die Faultiermethode, unter dem Pseudonym Dolly Freed veröffentlicht, ist wahrscheinlich schon vergriffen gewesen, als ich 1985 auf dem Dachboden über dem Holzschuppen eines renovierungsbedürftigen Bauernhauses, das ich mir in Washington County, New York, gekauft hatte, darüber stolperte. Die früheren Besitzer waren Leute aus der Stadt, denen das Haus sowie ein Todesfall in der Familie den Rest gegeben hatten. Zurückgelassen hatten sie einen Stapel Bücher, der nur allzu deutlich machte, dass sie auf demselben Zurück-zur-Natur-Trip gewesen waren, der auch mich hierher gebracht hatte. Die meisten dieser Bücher behandelten solche konkreten und praktischen Dinge wie den Bau einer Veranda oder das Einmachen von Gemüse; doch *Die Faultiermethode* ist ein Manifest. Es gibt darin zwar detaillierte Anleitungen – Rezepte für Futterpflanzen wie Barbarakresse, Tipps für die Aufzucht und das Schlachten von Kaninchen, die schematische Darstellung eines Holzofens, der aus einem alten Ölfass gefertigt ist –, aber viel bemerkenswerter ist, dass es sich dabei um eine neue Variante der jahrhundertealten Debatte handelt, ob man die »Geldwirtschaft« nicht für eine freiere Lebensform hinter sich lassen sollte. (»Freed«, also »befreit« im Englischen, ist ein clever gewähltes Pseudonym.) Der braune Packpapier-Einband des Buches mit der Schreibmaschinenschrift und dem dazu passenden linksbündigen Flattersatz entsprach den redu-

zierten Erwartungen der Post-Hippie-Ära, die der Untertitel suggeriert.

Meine Eltern sind ebenfalls überzeugte Anhänger des einfachen Landlebens gewesen – und haben es zum Großteil auch umsetzen können, und bei uns zu Hause standen damals die entsprechenden Bücher ihrer Generation im Regal: von der Weltwirtschaftskrise geprägte Aussteigertraktate wie Maurice Grenville Kains *Five Acres and Independence* von 1935 und Louise Richs *We Took to the Woods* von 1942. Freeds Buch wurde 1978, mitten in der Carter-Ära, von einem kleinen Verlag namens Universe Books herausgebracht; im folgenden Jahr erschien es bei Bantam in hoher Auflage als Taschenbuch. Man ist dort wohl der Meinung gewesen, dass es jene Leser ansprechen würde, die die freie Natur lieben, der Gegenkultur anhängen und generell nostalgisch veranlagt sind und die einige Jahre zuvor den *Whole Earth Catalog*, die Foxfire Books und Euell Gibbons' *Stalking the Wild Asparagus* gekauft hatten. Doch Dolly Freed stellt von Anfang an klar, dass sie keine idealistische Fürsprecherin der ländlichen amerikanischen Idylle ist: »Warum denken die Leute nur immer, man müsse in einer trostlosen Wildnis leben oder ein Hippie, ein geselliger, arbeitsamer Zurück-zur-Natur-Freak sein, der Sojabohnen und Joghurt liebt, um sich der Geldwirtschaft weitgehend zu entziehen?«, schreibt sie in ihrer Einleitung. »Mein Vater und ich haben ein Haus auf einem knapp einen Morgen großen Grundstück, 40 Meilen außerhalb von Philadelphia, Pennsylvania (das man kaum eine Pioniersiedlung nennen kann), wir halten eine bürgerliche Fassade aufrecht und kommen ohne einen Job oder ein regelmäßiges Einkommen – und ohne hart zu arbeiten – gut zurecht.« Freed stellt sich nicht als Utopistin dar, sondern als subversive Überlebenskünstlerin in einer korrumpierten Welt, die keinerlei ideologische Illusionen hat. »Wir leben aus einem ganz einfachen Grund so: *Es ist einfacher,*

sich daran zu gewöhnen, auf manche Dinge zu verzichten, die man mit Geld kaufen kann, als das Geld zu verdienen, um sie zu kaufen ... Wenn Sie also irgendwelche spirituellen oder soziologischen Überzeugungen haben, dann sollten Sie Ihre Zeit nicht mit mir verschwenden.« Als Totemtier hat Freed das gemeine Faultier gewählt – »das dümmste aller Tiere«, aber »fett und frech« –, anstatt sich solche kitschigen Symbole wie den aufsteigenden Adler oder auch den einsamen Wolf zu eigen zu machen.

Freed gestaltet *Die Faultiermethode* als Aufruf, das eigene Leben zu verändern – »Es ist machbar«, schreibt sie in ihrem Schlusswort. »Es ist einfach. Es *kann* getan werden. Es *sollte* getan werden. Tun Sie es« –, doch ihre Verachtung für jede Form von Idealismus macht es einem schwer zu glauben, dass es sie überhaupt interessiert, was in der Gesellschaft an sich vorgeht, solange sie selbst nicht davon betroffen ist. Und trotz ihrer wiederholten Behauptungen, dass man »faul« sein und von 700 Dollar im Jahr leben könne (selbst wenn es sich um das Jahr 1976 handelt), erscheint die Faultiermethode doch anstrengend genug: Gartenbau, Einmachen, Fischen, Jagen und Kleintierzucht zur Fleischgewinnung, Nahrungssuche, Kochen, Holz für den Ofen sammeln – und den Ofen überhaupt erst anzufertigen. Und das baufällige Haus zu renovieren. Freed und ihr Vater hatten ihr Vorstadthaus für nur 6100 Dollar gekauft, doch die Rohrleitungen waren marode, die Backsteinmauern zerbröckelten, der Kellerboden bestand aus Lehm, und die Fenster waren zerbrochen. Die eigenhändig ausgeführten Reparaturen dauerten zwar kaum ein Jahr, berichtet sie, aber es muss ein extremer Ausnahmezustand gewesen sein. All diese grundlegenden Arbeiten waren sicherlich weniger »entfremdet« als die Fabrikarbeit, die ihr Vater nie wieder erdulden wollte, doch es ist wohl kaum die paradiesische Existenz gewesen, von der Gonzalo in Shakespeares

Sturm träumt: »Kein Handwerk, alle Männer müßig, alle; / In der gemeinsamen Natur sollt' alles / Frucht bringen ohne Müh und Schweiß ... es schaffte die Natur / Von freien Stücken alle Hüll' und Fülle / Mein schuldlos Volk zu nähren.«*

Wofür auch immer Freed oder ihre Verleger *Die Faultiermethode* hielten, für mich ist es sowohl ein Klassiker amerikanischer Streitlust – wie Thoreaus *Walden*, Melvilles *Moby Dick*, Frosts *Build Soil* oder Pounds *ABC of Economics* – als auch eine versteckte Autobiografie. Freed war angeblich achtzehn, als sie das Buch schrieb – und es gibt für mich keinen Grund, daran zu zweifeln –, und gelegentlich gibt sie den Blick frei auf ein grimmiges, sich im Abstieg befindliches, an der Grenze zur Gewalttätigkeit angesiedeltes Milieu, das der Welt ihres Zeitgenossen Raymond Carver ähnelt. »Ein Freund von uns«, bemerkt sie nebenbei in einem Kapitel über den »alltäglichen Umgang mit dem Gesetz«, »verlor die Beherrschung und bedrohte den Anwalt seiner Frau mitten im Gerichtssaal.« Freeds Eltern waren geschieden, und ihr Vater, den sie »den alten Narren« nennt, hatte ebenfalls Ärger mit dem Anwalt seiner Frau: »Also besuchte Paps ihn eines Nachts und gewann seine Aufmerksamkeit.« Aber wie? Das sagt Freed nicht, aber ihre Empfehlungen, wie man mit einem »Gegner« umzugehen hat, beinhalten anonyme Drohanrufe mitten in der Nacht, gefolgt von einem Besuch in seinem Haus, bei dem man »etwas tut, das ihm klarmacht, dass er einen Gegner hat, der nicht beabsichtigt, nach seinen Regeln zu spielen« – beispielsweise die Telefonleitungen kappt, einen Ziegelstein ins Fenster wirft, ihm die Reifen zersticht oder seinen Hund vergiftet. Die sanftmütigen Ökopuristen, die Euell Gibbons und den *Whole Earth Catalog* gelesen haben – mal angenommen, sie wären überhaupt

* William Shakespeare, *Der Sturm*, 2. Aufzug, 1. Szene, übersetzt von August Wilhelm von Schlegel, Stuttgart: Reclam, 1966. (Anm. d. Ü.)

so weit mit der *Faultiermethode* gekommen –, müssen erkannt haben, dass Dolly und der alte Narr zu einem ganz anderen Menschenschlag gehörten.

Es fällt nicht schwer, den alten Narren einzuordnen: Freed nennt ihn »einen einfachen Arbeiter«, der »gelegentlich gut verdiente und sich wie eine ganz große Nummer vorkam« und dann wieder »arbeitslos und voller Ängste war.« Er scheint ein Autodidakt und Sonderling gewesen zu sein. »Als ich ein kleines Mädchen war, malte Paps mir ein Bild von Diogenes, wie er in seiner Tonne sitzt und seinen Trinkbecher wegwirft. Darüber schrieb er: ›Bist du eine Diogenianerin?‹ und hängte es im Wohnzimmer an die Wand, um uns zu inspirieren. Ma war nicht inspiriert.« Doch Dolly ist noch dabei, eine eigene Persönlichkeit zu entwickeln. Einmal gibt sie die kaltschnäuzige libertinäere Ultrarechte: »Amerikaner aus meiner Gesellschaftsschicht setzen wenig Vertrauen in die Regierung und das Gesetz. Ich kenne kaum einen erwachsenen Mann, der keine Waffe besitzt – nur für den Fall.« Im nächsten Augenblick ist sie das typische kokette amerikanische Mädchen: »Dann sind da noch die JUNGS – aber genug davon.« Und plötzlich fügt sie ein Gedicht mit dem selbstironischen Titel »Dollys herbstlicher Knittelvers« ein: »Die Sonne küsst deine Wange, die Brise fährt durch dein Haar / Hoch oben am Himmel rufen die Gänse wunderbar ...« *Die Faultiermethode* ist auch deshalb so unterhaltend, weil man Dolly dabei begleiten kann, wie sie verschiedene Rollen ausprobiert und einer wohl oft sehr schwierigen Existenz mit guter Miene begegnet.

Die Faultiermethode hat tatsächlich mein Leben verändert, aber auf eine Weise, die Dolly Freed sicherlich nicht beabsichtigt hat. Es inspirierte mich zu Teilen meines ersten Romans, *Jernigan*, der mir eine Karriere als Schriftsteller und später als Lehrer ermöglichte. Wie Dolly und der alte Narr ist die Freundin meiner Heldin eine Überlebenskünstlerin aus einem Vor-

ort, die in ihrem Keller Kaninchen züchtet; die 22er Pistole, mit der sie sie tötet, wird zu einem wichtigen Requisit in der Geschichte. Wenn ich nicht über *Die Faultiermethode* gestolpert wäre, dann wäre *Jernigan* nicht der Roman geworden, der er ist; vielleicht hätte es gar keinen Roman gegeben. Ich erwähnte ihr Buch in meiner Danksagung, aber ich hörte nie von Dolly – wer immer sie auch sein mag. (Das war 1991, und sowohl mein Hund als auch meine Telefonleitung sind immer noch unverseht.) Ich schulde ihr etwas, und ich hoffe, dass ich ihr etwas von dem zurückgeben kann, was sie mir gegeben hat, indem ich sie einer neuen Generation von Lesern vorstelle.

David Gates

Einleitung

Viele Menschen, vielleicht auch Sie, sind ihrer Veranlagung nach für die Hetze eines Achtstundentags nicht geeignet, glauben jedoch, es gäbe keine andere Möglichkeit, sein Leben zu verbringen. Da sie zu stolz sind, um Almosen anzunehmen (Sozialhilfe, Essensmarken), und es für sie nicht in Frage kommt, sich einer Hippiekommune anzuschließen, in der Wildnis Pionierarbeit zu leisten oder in Geschäften zu machen, legalen oder illegalen – was bleibt da noch übrig? Andere wieder sind arbeitslos und deshalb ganz krank vor Sorge. Sind diese Gedanken und Ängste tatsächlich begründet?

Warum denken die Leute bloß immer, man müsse in einer trostlosen Wildnis leben, ein Hippie oder ein geselliger, arbeitssamer Zurück-zur-Natur-Freak sein, der Sojabohnen und Joghurt liebt, um sich der Geldwirtschaft weitgehend zu entziehen? Mein Vater und ich haben ein Haus auf einem knapp einen Morgen großen Grundstück, 40 Meilen außerhalb von Philadelphia, Pennsylvania (das man kaum eine Pioniersiedlung nennen kann), wir halten eine bürgerliche Fassade aufrecht und kommen ohne einen Job oder ein regelmäßiges Einkommen – und ohne hart zu arbeiten – gut zurecht. (Natürlich kann die Formulierung »gut zurechtkommen« auf verschiedene Weise interpretiert werden. Wir finden jedenfalls, dass es so ist – auch wenn andere nicht dieser Meinung sein mögen.)

Ein wesentlicher Aspekt unseres Wohlbefindens besteht

darin, dass wir die Wirtschaftsnachrichten hören können, ohne zu denken, das Ende der Welt sei nahe. Die maßgeblichen wirtschaftlichen Indikatoren, die Zahlungsbilanzen, die Energiekrise, Inflation und Arbeitslosigkeit, das Bruttosozialprodukt – was geht's uns an? Jeden Abend um 18 Uhr tischen uns die Ökonomen, die eigentlichen Nachfahren der scholastischen Theologen des Mittelalters, ihren Unfug auf und präsentieren das Ganze so feierlich, als sei es von kosmischer Bedeutung. Warum bloß? Schließlich lebte die Menschheit schon seit Tausenden von Jahren auf der Erde – und meist gar nicht so schlecht –, bevor das Dogma des »Wachstums« und der Rest unseres heutigen Wirtschaftskatechismus überhaupt erfunden wurden.

Mein Vater und ich produzieren die meisten unserer Nahrungsmittel und alle unsere Getränke (und es sind gute Nahrungsmittel und Getränke, wenn ich das so sagen darf) selber und geben im Jahr nur 700 Dollar aus. Und wie gesagt, wir finden, dass wir gut leben. Obwohl wir nicht allzu religiös sind, beherzigen wir den biblischen Rat: »Denn ein jeglicher Mensch, der da isst und trinkt und hat guten Mut in aller seiner Arbeit, das ist eine Gabe Gottes« (Prediger 3:13).

Man beachte: Es heißt »Gott« und nicht »Bruttosozialprodukt«.

Wir sind keine Zauberer. Wir tun nichts, was jeder andere halbwegs geschickte Mensch nicht auch tun könnte – Sie zum Beispiel.

In diesem Buch werden Sie viele praktische Informationen dazu finden, wie man Geld spart, aber das ist nicht mein einziges Anliegen. Offen gesagt möchte ich Sie dazu anregen, sich selbst einige Gedanken darüber zu machen, wie sehr die Wirtschaft die Richtung Ihres eigenen Lebens bestimmt, heute und im bevorstehenden »Zeitalter des Mangels«.

1. Wir steigen aus

Kennen Sie die Geschichte von Diogenes, diesem Spinner aus dem alten Athen? Er war derjenige, der all seine Besitztümer verschenkte, denn »nicht der Mensch hat den Besitz, sondern der Besitz hat den Menschen«. Er hatte einen Trinkbecher, aber als er sah, wie ein Kind Wasser mit der Hand schöpfte, da warf er den Becher weg. Um der Immobilienkrise ein Schnippchen zu schlagen, stellte er ein herrenloses Weinfass in einem öffentlichen Park auf und wohnte fortan darin.

Das zentrale Thema von Diogenes' Philosophie lautete: »Die Götter gaben den Menschen ein einfaches Leben, aber die Menschen haben es kompliziert gemacht, weil es sie nach Luxusgütern gelüstete.«

Anscheinend ist er seinen Prinzipien treu geblieben. Doch trotz dieses Handicaps hat er wohl das interessanteste Sozialleben gehabt, das man sich nur vorstellen kann. Er lebte nicht nur mitten im »Big Apple« seiner Epoche (im Athen des 5. Jahrhunderts v. Chr.), er erfreute sich auch der Wertschätzung und Gesellschaft der angesehensten, wohlhabendsten und einflussreichsten Bürger sowie der teuersten Prostituierten der Stadt.

Als Alexander von Mazedonien, der zukünftige Herrscher über die bis dato bekannte Welt, durch Griechenland reiste, beehrte er Diogenes mit seinem Besuch.

Alexander bewunderte Diogenes' Ideen so sehr, dass er ihm jeden Wunsch erfüllen wollte, der in seiner Macht lag. Dioge-

nes, der gerade an seiner Bräune arbeitete, bat Alexander, er möge doch etwas beiseitretreten, damit er ihm nicht mehr in der Sonne stand. Das sagte er zu dem reichsten und mächtigsten Mann der westlichen Welt.

Beim Abschied bemerkte Alexander: »Wäre ich nicht Alexander, wollte ich Diogenes sein.« Diogenes nickte wieder in der Sonne ein.

Diogenes war fair und gerecht zu allen, doch er weigerte sich, die vom Menschen gemachten Gesetze anzuerkennen. Er war ein guter alter Knabe und einer der ersten Zurück-zur-Natur-Freaks in den Annalen der Geschichte. Er wurde über neunzig Jahre alt. Alexander, der große Eroberer, trank sich schon mit dreiunddreißig zu Tode.

Nun war dieser »heilige Diogenes« schon seit vielen Jahren das Idol meines Vaters. Als ich ein kleines Mädchen war, malte Paps mir ein Bild von Diogenes, wie er in seiner Tonne sitzt und seinen Trinkbecher wegwirft. Darüber schrieb er: »Bist du eine Diogenianerin?« und hängte es im Wohnzimmer an die Wand, um uns zu inspirieren.

Ma war nicht inspiriert.

Damals war Paps ein ganz gewöhnlicher einfacher Arbeiter. Gelegentlich verdiente er gut und kam sich wie eine ganz große Nummer vor. Dann wieder war er arbeitslos und voller Ängste. Unser Wohl war abhängig von den wirtschaftlichen Schwankungen jener Zeit, genauso wie es auch heute auf Millionen von Menschen zutrifft.

Warum muss das so sein? Was tat Diogenes – mal abgesehen davon, dass er in einer Tonne lebte –, was man nicht auch heute tun könnte? Zu seiner Zeit florierte die Wirtschaft nicht so wie in unserer Gesellschaft, dennoch ging er nicht arbeiten und verhungerte trotzdem nicht.

Tatsächlich kann man aber auch heute noch so ähnlich wie Diogenes leben, denn Paps und ich tun es. Und das kam so:

Nachdem Paps dieses Bild von Diogenes gemalt hatte, führten wir Sparmaßnahmen ein. Paps hoffte, dass wir so etwas Geld beiseitelegen und mehr Sicherheit und Unabhängigkeit gewinnen könnten.

Mas Hobby, das Kerzenmachen, wurde unter die Lupe genommen. Unser Haus war von oben bis unten voller Kerzen, und die dazugehörigen Geräte und Materialien wurden langsam zu einer finanziellen Belastung. Ma wollte das Kerzenmachen aber nicht aufgeben und entschied sich dafür, die Kerzen zu verkaufen, um das ausgegebene Geld wieder reinzuholen.

Zu unserer völligen Überraschung verdiente sie damit bald richtig viel Geld. In weniger als drei Monaten brachte es ihr netto mehr ein, als das, was Paps in der Fabrik verdiente. Wir konnten es kaum glauben! Keiner von uns, nicht mal Ma selber, hätte erwartet, dass sie sich als talentierte Handwerkerin und geniale Geschäftsfrau erweisen würde. Ein Traum der Frauenbewegung wurde wahr – eine Mutter und Hausfrau entdeckte plötzlich, dass sie in der Lage war, ihr eigenes Geld zu verdienen. Innerhalb kürzester Zeit mietete sie einen Laden und eröffnete ein richtiges Geschäft. Paps kündigte seinen Job in der Fabrik, um ihr zu helfen. Weil er gut mit Zahlen umgehen konnte und knauserig war, übernahm er die Buchhaltung und die finanziellen Aufgaben. Obwohl die beiden keinerlei Erfahrungen oder Kenntnisse von geschäftlichen oder wirtschaftlichen Grundlagen hatten, wurstelten sie sich so durch, ohne zu wissen, was sie da taten, und indem sie ihren gesunden Menschenverstand benutzten, entwickelten sie ihre eigenen Methoden.

Sie verdienten einen Haufen Geld. Obendrein manipulierten sie die Bücher dermaßen, dass sie das meiste davon behalten konnten. Aber wir waren nicht glücklich, und nach drei Jahren verkauften wir das Geschäft und unser Haus und zogen in diese ländlichere Gegend. Der Plan war, in unserem Haus

einen kleinen Laden aufzumachen – um die Rechnungen zu bezahlen – und endlich etwas auszuspannen und das Leben zu genießen.

Aber es sollte leider nicht sein. Ma und Paps fingen dauernd Streit an. Natürlich über Geld. Wenn keines da war, dann stritten sie sich auch nicht darüber – aber wenn doch, dann schon. Ma, die Geschmack am Geld- und Geschäftemachen gefunden hatte, entschied, dass sie es nicht aufgeben wollte. Sie war keine Diogenianerin. Also nahm sie den kleinen Carl, meinen Bruder, und verließ uns. Bald darauf reichte sie die Scheidung ein.

Das war vor vier Jahren. Als sich die Aufregung über die Scheidung gelegt hatte, stellten Paps und ich fest, dass wir kein Auto, keinen Fernseher, keine Haushaltsgeräte, keine Jobs oder Aussichten auf Jobs und keinerlei Einkommen hatten. Ohne Ma konnten wir das Kerzengeschäft nicht weiterführen, und Paps weigerte sich rundheraus, wieder in die Fabrik zurückzugehen.

Alles, was wir noch besaßen, war das Haus, ohne Hypothek, und etwas Geld auf der Bank.

Für Gefühlsmenschen wie uns kann eine Scheidung eine sehr einschneidende Erfahrung sein. Danach ist es oft sehr schwierig, Entscheidungen für die Zukunft zu treffen. Deshalb taten wir das auch nicht. Der alte Narr erzählt gerne herum, dass er noch nicht weiß, was er werden will, wenn er erwachsen ist. Aber ehrlich gesagt ist es ein großer Luxus, wenn man keine Entscheidungen fällen *muss* – genauso wie wenn man nicht arbeiten gehen muss.

Wir lassen uns einfach durch den Tag treiben. Wir haben ein Dach über dem Kopf, Kleider am Leib, und wir essen und trinken gut. Wir können uns die guten Dinge des Lebens so einfach verschaffen, dass es dumm wäre, irgendeinen langweiligen, sinnlosen und frustrierenden Job anzunehmen, mit dem man das Geld verdient, um diese Dinge kaufen zu können, ob-

wohl fast jeder das tut. »Sich seinen Lebensunterhalt verdienen« nennen sie es. Ich nenne es »Sklaverei«.

Manchmal ist Paps vergrätzt und sagt, wir würden kaum besser leben als die Faultiere. Sie sind die dümmsten unter den Tieren, aber es gab sie schon Millionen Jahre, bevor der Mensch auf der Erde erschien, und sie sind immer noch da – und immer noch gut in Form. Wer kann schon sagen, wer den anderen überleben wird auf unserer guten grünen Erde? Sie sind fett und frech und lieben das Leben (zumindest stelle ich mir das gerne so vor), und nichts kann sie dazu bewegen, in einer Fabrik oder einem Büro zu arbeiten. Unser Leben hier draußen nennen wir jetzt die Faultiermethode.

Wir leben also wie die Faultiere? Gut! Dann tun wir das jetzt erst recht.

2. Lebensunterhalt

Was kostet es Ihrer Meinung nach, im Jahr 1976 in den Vereinigten Staaten zu leben? Laut dem Gesundheitsministerium, dem Landwirtschaftsministerium oder irgendeiner anderen dieser völlig idiotischen Behörden – ich habe vergessen, welcher – braucht eine vierköpfige Familie im Jahr 5500 Dollar, um einen sogenannten »durchschnittlichen zivilisierten Lebensstandard« aufrechtzuerhalten. (Ich habe irgendwo einen Zeitungsausschnitt mit den Fakten, aber ich kann ihn nicht finden.) Wenn das wahr ist, dann folgt daraus wohl, dass meine zweiköpfige Familie, die weniger als ein Viertel davon ausgibt, nur halbwegs zivilisiert ist – wahrscheinlich stehen wir irgendwo zwischen den Wilden aus der Jungsteinzeit und den ackerbaureisenden Barbaren mit ihren Pflanzstöcken.

Wir haben einen Nachbarn, der 30000 Dollar verdient und glaubt, sein ganzes Leben sei ruiniert, weil er sich von seinem Vater einen Job ausreden ließ, der ihm 35000 Dollar eingebracht hätte. Dieser Job beinhaltete einen Fünfjahresvertrag in der Sahara oder etwas Ähnliches.

Vermutlich finden diejenigen, die er beneidet – die 35000 Dollar verdienen –, es unerträglich, dass irgendein Mr. Jones, der nicht halb so ein Kerl ist wie sie, 40000 Dollar verdient – ein Einkommen, mit dem sie ein anständiges Leben führen könnten. Und vermutlich fühlt sich Mr. Jones ebenfalls betrogen. Mit den anderen gleichziehen zu wollen funktioniert nicht, weil in dem Augenblick,

wo man den alten Mr. Jones überflügelt hat, schon ein neuer am Horizont auftaucht. Warum sich also darum Gedanken machen?

Lassen Sie uns das Ganze mal mit einfacher Logik betrachten. Sie würden das Geld von Howard Hughes nicht wollen, wenn Sie auch sein Leben leben müssten, oder? Und Sie würden auch nicht gänzlich wie ein Faultier leben wollen, richtig? Ergo existiert irgendwo zwischen diesen beiden Extremen eine Nische für Ihre finanziellen Ambitionen. Es liegt bei Ihnen zu entscheiden, wo diese Nische sich befindet.

Ich möchte aber doch versuchen, ihre Überlegungen anhand unseres Beispiels zu beeinflussen, indem wir uns die Faultier-Seite der Faultier/Hughes-Skala näher anschauen. Etwa eine Sprosse über dem Boden befinden sich Paps und ich. In der Zeit vom 1. August 1975 bis zum 1. August 1976 beliefen sich unsere Ausgaben auf 1498,75 Dollar. Als ich diese Summe zusammengerechnet und Paps vorgelegt hatte, wurde er ganz blass. Dann setzte er sich hin und prüfte, ob sein Herz noch in Ordnung war.

»Unmöglich!«, rief er. »Wo ist das ganze Geld hin?«

Also gab es keine andere Möglichkeit – ich musste jeden Posten einzeln aufschreiben. Hier steht, wo das ganze Geld hinging:

Lebensmittel	\$ 268,89
Zutaten für selbstgebrannten Schnaps	98,37
Seife und Papierwaren	47,45
Heizöl	161,66
Kochgas	87,01
Strom	101,24
Material für Ausbesserungsarbeiten (Beton, Farbe etc.)	335,43
Grundsteuer	286,00
Kleidung	13,33
Luxusartikel	25,05
Sonstiges (Werkzeuge, Wäsche, Angelhaken etc.)	74,32
	\$ 1498,75

Um ihn zu beruhigen, erklärte ich, der Posten »Material für Ausbesserungsarbeiten« sei ein einmaliger Kostenpunkt und da der Kram dazu gedient hätte, den Wert unseres Besitzes zu steigern, sei es eine gute Investition gewesen. Wenn man diesen Posten abziehe, würde das Budget nur noch 1163,32 Dollar betragen.

Tja, er murmelte und grummelte noch eine Weile (aus Gewohnheit), aber als er ging, lächelte er. Sogar ein Faultier kann 1163,32 Dollar im Jahr verdienen, und zwei können es erst recht.

Nachdem ich berichtet habe, für was wir Geld ausgeben, möchte ich Ihnen nun sagen, wofür wir *keines* ausgeben.

Kurz gesagt, für kaum etwas, auf das wir verzichten können. Manche Leute suchen aktiv nach Möglichkeiten, ihr Geld loszuwerden, und werden nervös und ungehalten, wenn es ihnen nicht gelingt, bei einem Einkaufsbummel alles auf einmal auszugeben. Es brennt ihnen das sprichwörtliche Loch in die Taschen. Dieses »Betrunkene-Matrosen-Syndrom« habe ich schon bei den unterschiedlichsten Menschen beobachtet, und ich bin mir sicher, Sie kennen es auch. Ich kann es einfach nicht begreifen. Sogar Leute, die auf dem Zurück-zur-Natur-Trip sind, tun es unter dem Vorwand der Notwendigkeit. Gehören Kettensägen für 250 Dollar, Franklin-Kaminöfen für 450 Dollar, Trockengeräte für Obst und Gemüse für 90 Dollar und Schneepflüge für 1200 Dollar etwa zu den »Grundbedürfnissen«?

Wir mögen die Anekdote über den Fremden, der in ein kleines Dorf in Vermont kommt. Als er die Straße hinuntergeht, bemerkt er, dass der Mann vor ihm eigenartige Reaktionen provoziert. Die Männer starren ihn an oder schütteln ihre Fäuste. Die Frauen rümpfen ihre Nasen. Die Kinder werden über die Straße gezerrt, damit sie nicht in seine Nähe kommen.

»Was ist denn hier los?«, fragt der Fremde einen der Dorf-

bewohner. »Schlägt er seine Frau? Verkauft er Drogen? Belästigt er Kinder?«

»Nö. Er hat sein Vermögen verplumpert.«

Diese Leute gefallen mir! Ich könnte ein ziemlich gutes Plädoyer für den Geiz halten, genauso wie für meine religiösen oder politischen Überzeugungen, aber ich werde es sein lassen. Entweder Sie haben diesen guten alten Instinkt, oder Sie haben ihn nicht. Keine Redekunst der Welt wird Ihre Überzeugung ändern können, das weiß ich.

Dennoch möchte ich das Thema Sparsamkeit ansprechen. Wenn Sie einer von den Menschen sind, die »einfach nichts beiseitelegen können«, dann sollten Sie etwas Arithmetik anwenden: Nehmen Sie Ihr jährliches Einkommen, nach Abzug der Steuern, und ziehen Sie die 6000 Dollar ab, die Sie brauchen, um zivilisiert zu bleiben. Dann nehmen Sie das Ganze mal fünf. Ergibt das eine hübsche Summe? Sind der Spielkram und der ganze andere Plunder – für den kultivierten Lebensstil –, den Sie in den nächsten fünf Jahren kaufen werden, das wirklich wert?

Hier sind einige Dinge, für die wir kein Geld ausgeben:

- Die Versicherungen bekommen von uns keinen Cent. Einmal, als Ma und Paps noch verheiratet waren, versuchte ein Bekannter, der ins Versicherungsgeschäft gegangen war, ihnen eine Lebensversicherung zu verkaufen.

»Wenn ich sterben sollte«, sagte Paps und sah Ma direkt ins Gesicht, »wäre ihr das Geld vollkommen egal.« Das war vermutlich das erste Mal in der Weltgeschichte, dass ein Versicherungsvertreter nicht wusste, was er sagen sollte.

Wir haben keine Brandschutzversicherung, weil wir ein Backsteinhaus, einen Feuerlöscher, einen Schlauch,

der lang genug ist, um damit in jeden Teil des Hauses zu gelangen, einen Blitzableiter und vernünftige elektrische Leitungen besitzen; weil keiner von uns raucht und wir nie längere Zeit von zu Hause weg sind. Wir haben keine Versicherung gegen Hochwasser, weil wir auf einem Hügel wohnen, und wir brauchen auch keine Diebstahlversicherung (unsere beweglichen Besitztümer sind insgesamt weniger als 200 Dollar wert). Wir haben einfach keinen Bedarf für eine Haftpflichtversicherung. Und da wir kein Auto besitzen, brauchen wir auch keine Kfz-Versicherung.

- Für Urlaub, ein gängiger Kostenaufwand, besteht bei uns kein Anlass – unser ganzes Leben ist ja ein einziger langer Urlaub. Wir müssen nicht »einfach mal aus allem rauskommen«, denn es gibt nichts, was wir hinter uns lassen wollen.
- Unsere Hobbys sind ebenfalls nicht teuer. Ich beobachte gerne Vögel, und dafür brauche ich ein Fernglas und ein Buch, um sie zu identifizieren, doch beides kann ich jahrelang benutzen. Paps und ich haben jeder ein Paar Laufschuhe, die 17 Dollar gekostet haben, aber die halten auch ziemlich lange. Wir haben uns ein Paar Badmintonschläger gekauft, die 11 Dollar gekostet haben (aufgeführt unter Luxusgüter), aber auch die sollten uns jahrelang erfreuen.
- Weihnachten gibt es bei uns nicht. Der 25. Dezember ist für uns ein ganz gewöhnlicher Tag. In der Weihnachtszeit sind alle raffgierig, protzig, tiefend sentimental, hektisch, hysterisch, krankhaft betrunken und suizidgefährdet, und wir sehen nicht ein, warum wir etwas anderes vortäuschen sollten. Also ignorieren wir es und hoffen, dass es vorübergeht. Weihnachten hat sich zu einem Pferd mit einem gebrochenen Bein ent-

wickelt. Man kann keine Freude an dem Pferd haben und sein gebrochenes Bein einfach ignorieren – es wäre nur anständig, das Pferd von seinen Qualen zu erlösen, und fertig. Falls Sie religiös sind, ist Ihnen sicher klar, dass die heidnische Orgie am 25. Dezember nur sehr wenig mit Christus zu tun hat. Tun Sie also Ihrer Religion und sich selbst einen Gefallen und verweigern Sie Ihre Teilnahme. Wenn wir es *alle* ignorieren, dann wird es *tatsächlich* vorübergehen.

- Wie Ihnen vielleicht aufgefallen ist, gab es im Budget keinen Posten für Einkommenssteuer. Wir zahlen keine, weil wir nie genug verdienen, um zahlen zu müssen. Ist Ihnen klar, was das für ein Luxus ist? Die miesen Betrüger in Washington füllen sich ihre Taschen nicht mit *meinem* Geld. *Ich* bezahle die Gauner, die von Sozialhilfe leben, nicht dafür, dass sie sich wie die Fliegen vermehren. Die schwachsinnigen Wohltätigkeitsprogramme der Regierung kosten *mich* gar nichts. Sie können sich gar nicht vorstellen, was es beim Zeitunglesen für den Blutdruck bedeutet, ob man ein Steuerzahler ist oder nicht!

Wir zahlen Grundsteuer, weil wir müssen (Ihr Haus wird verkauft, wenn Sie es nicht tun), aber wir ignorieren die diversen Gemeindesteuern. Als der Beamte wegen der »Kopfsteuer für Anwohner« vorbeikam, erzählten wir ihm einfach, wir würden nicht hier wohnen – wir wären bloß da, um das Haus herzurichten, bevor es vermietet wird. Er kam nie wieder. Vor etwa zwei Jahren fanden wir ein Formular zur »Berufssteuer« in der Post, aber weil wir keine Berufe haben, betrifft uns das wohl nicht.

- Da wir echte Geizkragen sind, können wir auf all die kleinen Nichtigkeiten verzichten, die sich sonst sum-

mieren: Friseurbesuche, Haarpflegeprodukte, Haustiere, Nippes und anderen Zierrat, Süßigkeiten und andere Fertigprodukte, Möbel, Besuche im Schönheitssalon (ich habe das nicht nötig), Zeitschriften und Tageszeitungen (wir benutzen die Bibliothek), Telefondienste, Kinobesuche, Zahnpasta (wir machen unsere eigene – je ein Teil Salz und ein Teil Backnatron in Wasser auflösen), Tabak, wohltätige Spenden, Geschenke (eine Flasche Wein oder Selbstgebrannter und ein ausgenommenes Kaninchen tun es auch) – Sie sehen schon, worum es geht. Wir führen Buch über jeden Cent, den wir ausgeben, damit wir wissen, wo er geblieben ist. Ich rate Ihnen dringend, dasselbe zu tun: Sie werden überrascht sein, was Sie alles Geld kostet – beziehungsweise Zeit und Energie. Und wenn Sie etwas auf Raten kaufen, dann werden Sie wissen wollen, wie der effektive Zinssatz ist und wie hoch die Nebenkosten sind.

»Aber wollt ihr denn gar keine hübschen Sachen?«, fragen die Leute uns. »Wollt ihr nicht mal ausgehen und Spaß haben?«

»Nö«, antworten wir. »Wir bleiben gerne zu Hause und lesen.«

»Ach ja? Was lest ihr denn so Interessantes?«

»Unser Sparbuch.«

3. Einkommen

Es ist wirklich lächerlich einfach, das bisschen Geld zu verdienen, das wir im Jahr ausgeben. Ich passe auf die Kinder einer berufstätigen Mutter auf und erledige gelegentlich die Hausarbeit für ein älteres Ehepaar. Diese Leute wohnen in der Nachbarschaft, also ist es gar nicht stressig. Eine Freundin von uns hat einen Laden für Kunstgewerbe, und hin und wieder bastle ich für sie vorgefertigte Gegenstände zusammen und werde dafür pro Stück bezahlt. Ich hole das Material ab und arbeite dann zu Hause.

Wir verdienen uns ein paar Dollar mit dem Verkauf von Kaninchen und Küchenkräutersetzlingen. Wir stellen einfach vorne auf dem Rasen ein Schild auf, wenn wir etwas zu verkaufen haben.

Paps macht Gartenarbeit und übernimmt gelegentlich Handwerksjobs für die Nachbarn, er geht sogar so weit, einen festen Job für eine Woche oder zwei am Stück anzunehmen, wenn ihm danach ist.

Als wir noch in der Nähe von Philadelphia wohnten und das Kerzengeschäft im Sommer schleppend lief, arbeitete Paps für die Zeitarbeitsfirma Manpower. Sie zahlen natürlich Sklavenlöhne, aber man macht immer etwas anderes und trifft Menschen, also ist es sehr spannend. Man bleibt nie so lange in einem Job, dass es einem langweilig werden könnte, und wenn man einen bestimmten Job zufällig nicht mag, dann kann man ihn ablehnen, ohne dass es gegen einen verwendet wird.